

akzente

für Theologie und Dienst



MUTTERSCHAFT

INHALT

WORT DES VORSITZENDEN

Dietmar Kamlah

REFERATE

**Die fundamentale Bedeutung der Mutter-Kind-Bindung
für die psychische Gesundheit eines Menschen**

Franz Ruppert

Verlorene Mütterlichkeit? Über einen blinden Fleck von Gender

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

BIBELARBEITEN

Mutterliebe zwischen Hingabe und Verzicht

BA zu 1. Könige 3,16-28 – Rebekka Mittmann

Bis zum Letzten ein mütterlicher Gott

BA zu Joh. 19, 25-27 – Maike Sachs

BUCHREZENSION

Rolf Sons – Lass die Sorgen nicht bei dir wohnen:

Unbeschwert glauben mit Martin Luther

Gerd Wendrock

Rolf Sons – Martin Luther als Seelsorger:

Die Freiheit neu entdecken

Christoph Reumann

AUS DER GESCHÄFTSSTELLE

Johannes Ott

1

Nr.

111. Jahrgang / 2016

akzente für Theologie und Dienst

Biblisch-theologische Dreimonatsschrift
der RGAV-Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge e.V.

Vorsitzender:	Dietmar Kamlah Eisenbahnstraße 6, 71282 Hemmingen Telefon: 07150 / 20 92 72 E-Mail: kamlah@rgav.de
Geschäftsführer:	Johannes Ott Künkelsgasse 30, 98574 Schmalkalden Telefon: (dienstlich) 03683 / 40 32 71 Mobil: 0176 / 83 07 03 23 Fax: 03686 / 60 45 04 E-Mail: ott@rgav.de
Bezugspreis:	von 17,- € einschließlich Versand ist im Mitgliedsbeitrag enthalten
Bankverbindung:	Ab 2014 gelten die neuen SEPA-Überweisungsdaten. Daueraufträge werden automatisch umgestellt. Bitte verwenden Sie für Überweisungen ab 2014 nur noch folgende Kontodaten:
Jahresbeiträge RGAV:	BLZ der EKK Kassel: BIC: GENODEF1EK1 Haupt- und Spendenkonto: IBAN: DE90520604100000416649 Beitragskonto: IBAN: DE18520604100008024588
Bestellungen und Adressänderungen:	bitte an die Geschäftsstelle in Schmalkalden richten.
Internet:	www.rgav.de
Redaktionsleitung:	Christoph Reumann, Schloßgasse 7, 76887 Bad Bergzabern Tel: 06343-931630, email: reumann@rgav.de
Referate:	Dietmar Kamlah, Eisenbahnstraße 6, 71282 Hemmingen Matthias Dreßler, Theodor-Körner Straße 24, 09221 Neukirchen
Bibelarbeiten und Bücher:	Robert Lau, An der Petrikirche 7, 38239 Beddingen
Buchbesprechung:	Christoph Reumann, Schloßgasse 7, 76887 Bad Bergzabern
Kontakt zu Autoren:	Gerd Wendrock, Dorfstraße 1, 01609 Spansberg Theo Schneider, Collegienstraße 74, 06886 Lutherstadt Wittenberg Karl-Heinz Schlittenhardt, Ladenstraße 12, 75210 Kelttern (Die namentlich gekennzeichneten Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder)
Weitere Mitarbeiter an diesem Heft:	Franz Ruppert, Englmannstraße 2, 81673 München Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Fichtestraße 5, 91054 Erlangen Rebekka Mittmann, Hüttenstraße 4, 07318 Saalfeld Maike Sachs, Gänshornstraße 11, 72813 St. Johann-Lonsingen
Layout:	Caren Schneider, Blaubeurerstraße 60, 89143 Blaubeuren
Verlag:	Selbstverlag
Druck und Versand:	Design&Druck C.G. Roßberg, Inh. Christa Frohburg

WORT DES VORSITZENDEN

Liebe Geschwister und Freunde
unserer Dienstgemeinschaft,

mit der ersten Ausgabe unserer Akzente im Jahr 2016 möchte ich – auch wenn schon wieder ein paar Wochen ins Land gegangen sind – euch allen noch ein gesegnetes und getrostes Neues Jahr wünschen.

Mit der Jahreslosung spricht uns Gott auf eine ganz zärtliche Weise seine tröstliche Zuwendung zu: „Ich will dich trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ Was für ein starkes Bild. Man könnte sich beim ersten Lesen gut vorstellen, wie dieses Bibelwort, das Gott in eine weibliche Analogie stellt, das Herz der feministischen Theologen höher schlagen lässt.

Aber wie so oft, lohnt es sich, genau hinzusehen und diese Metapher vor vorschneller ideologischer Vereinnahmung zu bewahren.

Ganz konträr zu den ideologischen Befreiungs- und Selbstverwirklichungsansätzen entdeckt die Bindungsforschung, von welcher grundlegender Wichtigkeit die Mutter-Kind-Beziehung für das ganze Leben eines Menschen ist. Sowohl die Zeit der Schwangerschaft als auch die ersten Lebensjahre sind von unwiederbringlicher fundamentaler Bedeutung. Wir haben deshalb den Psychologieprofessor Franz Ruppert um einen Beitrag gebeten. Er hat sich intensiv mit der fundamentalen Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung für die seelische Gesundheit eines Menschen beschäftigt.

Von der philosophischen und gesellschaftskritischen Seite her fragt die Dresdener Professorin für Religionsphilosophie Gerl-Falkovitz danach, wie in den gesellschaftlichen Entwicklungen die Mütterlichkeit verloren ging, was sie im Wesentlichen ausmacht und wie eine neue Mütterlichkeit gefunden werden kann.

Die Bibelarbeit von Rebekka Mittman über Salomos richterliche Weisheit im Hinblick auf wahre und vermeintliche Mütterlichkeit und die Bibelarbeit von Maike Sachs über das besondere Mutter-Sohn-Verhältnis zwischen Maria und Jesus vervollständigen die Beiträge zum Thema „Mütterlichkeit“ und macht dieses Heft wieder zu einem wertvollen und horizontenerweiternden Lesevergnügen.

In Kürze gehen die schriftlichen Einladungen zu unserer Koinonia 2016 ins Land. Diese Tage sollte man sich wirklich nicht entgehen lassen. Ein ganz herausforderndes und uns unmittelbar betreffendes Thema („Profil der Hauptamtlichkeit im Wandel der Zeit“), interessante und kompetente Referenten (Michael Diener, Prof. Sturm, Dr. Brixel, Bischof Abromeit, Martin Leupold) und das Ganze an einem reizvollen Ort (Sellin auf Rügen) in einer frohen Gemeinschaft. Da lohnt sich auch die weite Anfahrt.

Eingebettet in die Koinonia (27.4.) ist die RGAV-Mitgliederversammlung, auf der wir zum einen eine vom Finanzamt eingeforderte Satzungsänderung beschließen wollen (die entsprechenden Informationen gehen den Mitgliedern mit der Einladung zu). Zum anderen wollen wir in der MV eine Berufung in den Vorstand aussprechen (Theo Schneider, der aus Altersgründen nicht mehr zur Wahl steht) und wir wollen 3 weitere Vorstandsmitglieder regulär wählen. Als Kandidaten stehen bis jetzt Traugott Kögler, Daniel Pohl und Thomas Fischer zur Verfügung. Weitere Kandidaten können bis zum 21.03.2016 vorgeschlagen werden (dietmar.kamlah@gmx.de).

Nun wünsche ich euch in den doch noch kälter gewordenen Wintertagen ein gemütliches, warmes Plätzchen zur interessierten Lektüre der Akzente und dann würde ich mich freuen, wenn wir uns bei hoffentlich schönem und angenehmem Frühlingwetter im April auf Rügen wiedersehen. Bis dahin eine gute und gesegnete Zeit.

Mit lieben Grüßen
Euer Dietmar Kamlah.



Dietmar Kamlah,
Vorsitzender

DIE FUNDAMENTALE BEDEUTUNG DER MUTTER-KIND-BINDUNG FÜR DIE PSYCHISCHE GESUNDHEIT EINES MENSCHEN

Franz Ruppert

1. Hängt unsere psychische Gesundheit von unseren Kindheitserfahrungen ab?

Eine glückliche Kindheit bildet den Grundstock für ein zufriedenes Leben. Dieser Zusammenhang hat für unser psychologisches Alltagsverständnis eine hohe Plausibilität. Er wird durch wissenschaftliche Untersuchungen bestätigt: Glückliche und zufriedene Menschen können differenziert über ihre Kindheitserlebnisse berichten. Sie erinnern im Detail das Gute wie das Schwere in den Anfangsjahren ihres Lebens und schätzen die Beziehungen zu ihren Eltern, Geschwistern und Verwandten realistisch ein (Brisch 1999). Sie erleben sich als „selbstwirksam“ und sehen sich weniger als Opfer äußerer Umstände (Antonovsky 1997). Sie können für andere da sein und im Bedarfsfall von anderen Hilfe und Unterstützung annehmen (Bowlby 2001). Der Siegeszug der psychologischen Weltanschauung, dass eine schlimme Kindheit auch für das Scheitern im späteren Leben verantwortlich ist, hat andererseits Widerstände hervorgerufen. Man könne doch nicht alles, was ein Mensch an Fehlern in seinem Leben macht, mit seiner schweren Kindheit entschuldigen. Wo bleibe da die Selbstverantwortung und die Notwendigkeit, die eigenen Impulse und Gefühle zu beherrschen? Es gäbe doch auch „resiliente“ Menschen, die trotz einer schweren Kindheit ihr Leben gut gemeistert hätten.

Um hier klarer zu sehen, stellt sich eine Menge von Fragen: Ab wann beginnt die psychische Entwicklung eines Menschen? Wie früh werden die Weichen gestellt, ob ein Mensch psychisch gesund oder krank wird? Welchen Einfluss haben Zeugung, Schwangerschaft, Geburt und die ersten Lebensjahre auf die psychische Grundstruktur eines Menschen? Ab wann beginnt ein Mensch autonom und selbstverantwortlich zu werden?

Die Psyche eines Menschen ist eine hochkomplexe Angelegenheit (Ruppert 2012). Je mehr

wir uns den Fundamenten unserer menschlichen Psyche annähern, desto besser lernen wir zu verstehen, wie sie sich im Laufe eines Lebens aufbaut, selbst erhält und mit Belastungen, Bedrohungen und Verletzungen umzugehen lernt – oder daran scheitert.

Da wir als Menschen in sozialen Verbänden leben und überleben, kommt dem inneren Band, das zwischen einzelnen Menschen besteht, eine besondere Bedeutung zu. Um dazuzugehören, um von anderen materiell unterstützt, wirklich gesehen, emotional verstanden und als Person respektiert zu werden, öffnen wir uns selbst auch für andere, fühlen mit ihnen mit und leiden, wenn sie leiden.

2. Die Mutter-Kind-Bindung

Weil die Grundlagen jeder individuellen menschlichen Entwicklung das Heranwachsen in einer Gebärmutter ist, kommt der Beziehung zur eigenen Mutter eine außergewöhnliche Bedeutung zu. Zwischen Mutter und Kind besteht ein ganz besonderes und einzigartiges psychisches Band. Das ist keine neue wissenschaftliche Entdeckung, dieses Wissen gehört zum Erfahrungsschatz der Menschheit schlechthin. Wer beobachtet, wie psychisch gesunde Mütter mit all ihrer Energie über das Kind wachen und wie Kinder mit all ihren Sinnen an ihrer Mutter hängen, erkennt die einmalige und unvergleichliche Beziehung zwischen einer Mutter und ihrem Kind.

John Bowlby und Mary Ainsworth

Es hat bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts gedauert, bis sich auch Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie dem Thema der Mutter-Kind-Bindung mehr geöffnet haben. Der Engländer John Bowlby (1907-1990) musste vehement gegen die Lehrmeinungen der Psychoanalyse ankämpfen, um sein Konzept der „Bindung“ gegen die vorherrschende Auffassung zu verteidigen, dass es vor allem Sexual- und Aggressionstribe seien, welche die seelische Grundstruktur eines Menschen ausmachen und seine Entwicklung bestimmen. Bowlby hat darauf bestanden, dass ein Kind seine Mutter nicht deswegen liebt, weil es von ihr Nahrung erhält. Er hat das Bedürfnis eines Kindes nach Nähe

und Kontakt zu seiner Mutter als ureigenstes Bedürfnis eines jeden Neugeborenen bezeichnet (Bowlby 1973, 1995, 1998).

Bowlby und seine Mitarbeiter konnten durch experimentelle Studien nachweisen, dass es ein spezifisches Bindungsverhalten bei Kindern gibt, das immer dann aktiviert wird, wenn der Kontakt zur Mutter abreißt. Kinder laufen ihrer Mutter hinterher, rufen und weinen, damit die Mutter wieder in ihrer Nähe ist. Sie suchen auch in Gefahrensituationen und bei Stress mit anderen Menschen den Kontakt zur Mutter. Die Mutter ist für sie die „emotionale Tankstelle“, an deren Körper sie ihren Stress abbauen, um sich wieder ohne Angst ihrer Umwelt zuwenden zu können. Eine Mitarbeiterin von John Bowlby, Mary S. Ainsworth (1913-1999), konnte bei ihren Forschungen auch zeigen, dass Mütter unterschiedlich in der Lage sind, den Stress ihrer Kinder abzubauen. Sie unterscheidet drei Formen von Mutter-Kind-Bindung (Ainsworth 1973):

- Die sichere Bindung: Bei einer sicheren Bindung kann ein Kind sich im Körperkontakt mit seiner Mutter beruhigen, sein hormoneller Stresspegel sinkt und es fühlt sich nach einer gewissen Weile wieder glücklich und zufrieden.
- Die ambivalent-unsichere Bindung: Bei einer ambivalent-unsicheren Bindung ist das gestresste Kind wesentlich schlechter wieder zu beruhigen. Es wehrt sich z.T. sogar gegen den Körperkontakt mit der Mutter. Es weint länger und seine hormonellen Stresswerte gehen nicht vollständig auf ein Normalniveau zurück. Das Kind erlebt sich in einem Zwiespalt, ob die Mutter eher eine Stressquelle oder eine Ressource für den Stressabbau ist.
- Die unsicher-vermeidende Bindung: Bei der unsicher-vermeidenden Bindung ist diese Tendenz, die Mutter selbst als eine Stressquelle zu erleben, weit fortgeschritten. Das Kind kann seinen hormonellen Stresspegel auch im Kontakt mit der Mutter nicht mehr abbauen. Es hat zwar weiterhin ein Bedürfnis nach Kontakt mit seiner Mutter, es bleibt jedoch wegen der negativen und frustrierenden Erfahrungen, die es mit seinen Bindungsversuchen bereits gemacht hat, auf Distanz und verhält sich eher passiv abwartend. Es ist trotzig und wirkt pseudoautonom.

Forschungen haben auch gezeigt, dass die sichere Bindung die Hinwendung eines Kindes an seine Umwelt fördert. Im Vertrauen, dass die Mutter jederzeit als sicherer Rückhalt und Trostquelle verfügbar ist, erkundet das Kind angstfreier seine Umwelt, spielt mit größerem Interesse und nimmt leichter Kontakt mit anderen Kindern auf (Bowlby 2001). Eine sichere Bindung fördert daher die Autonomieentwicklung eines Kindes. Ambivalent-unsicher gebundene Kinder sind hingegen anhänglicher und klammern, was sich z.B. an der Schwierigkeit zeigt, sie abends ins Bett zu bringen. Ein nie richtig befriedigtes Bindungsbedürfnis eines Kindes verhindert seine altersgemäße Lösung aus der engen symbiotischen Entwicklungsphase zwischen Mutter und Kind in den ersten Lebensjahren. Ein sicher gebundenes Kind kann ab dem Alter von 3 Jahren immer längere Abwesenheitszeiten seiner Mutter ertragen, da es ein stabiles Bild seiner Mutter in seiner eigenen seelischen Struktur verankert hat.

Aktuelle Bindungsforschung

Die Bindungsforschung hat sich weiter ausdifferenziert und ermöglicht immer genauere Einblicke in das Wesen der frühkindlichen Bindung. Ich möchte hier vor allem auf die Veröffentlichungen von Karin und Klaus Grossmann (2004) und Karl Heinz Brisch (2013, 2014) hinweisen, welche den aktuellen Stand der Bindungstheorie und –forschung zusammenfassen. Mit verbesserten Untersuchungsmethoden kann man u.a. immer genauer feststellen,

- dass sich das Band zwischen Mutter und Kind schon während der Schwangerschaft entwickelt und das Kind sehr feinfühlig auf die Stimmungen und Gefühle seiner Mutter reagiert (Zimmer 1998);
- dass der Geburtsprozess und die Unterstützung, die eine werdende Mutter durch erfahrene Frauen („Doula“) erhält, einen erheblichen Einfluss darauf nimmt, ob eine Mutter ihr Kind liebevoll annimmt oder als Wesen empfindet, das ihr vor allem Schmerzen bereitet (Klaus, Kennell und Klaus 2002);
- dass die erste Stunde nach der Geburt eine für Mutter und Kind hochsensible Phase für den

Aufbau der Bindung darstellt (Klaus und Klaus 2003);

- dass die Qualität der Bindung zwischen Mutter und Kind eine andere ist wie die zwischen Vater und Kind (Grossmann, Grossmann, Winter und Zimmermann 2002).

Wegen ihrer fundamentalen Bedeutung für die gesunde Entwicklung eines Menschen ist die Mutter-Kind-Bindung von Natur aus gut abgesichert. Das Verhalten von Mutter und Kind passen wie Schlüssel und Schloss zusammen, wenn alles seinen möglichst natürlichen Gang geht. Mütter brauchen daher in der Schwangerschaft, während und nach der Geburt vor allem die Unterstützung anderer Frauen, die bereits Erfahrungen mit Schwangerschaft, Geburt und Muttersein haben. Die Dominanz des medizinischen Krankheitsmodells im Zusammenhang mit Schwangerschaft und Geburt bedroht eher den Aufbau einer sicheren Bindung zwischen Mutter und Kind und fördert statt Vorfreude auf ein Kind Angst und Stress (Zandl 2003, Ruppert 2014). Wenn Kaiserschnitte routinemäßig durchgeführt werden und nicht nur in medizinisch wirklich dringenden Fällen, bedeutet dies eine Unterordnung hochsensibler psychischer Vorgänge unter das Diktat ärztlicher Risikoabsicherungen und pekuniärer Gewinnkalkulationen. Die Kosten für die hier gelegten Versäumnisse trägt dann später nicht nur eine unglückliche Familie, sondern die gesamte Gesellschaft z.B. in Form zunehmend unruhiger und hyperaktiver Kinder.

3. Die Mutter-Kind-Bindung unter dem Blickwinkel einer mehrgenerationalen Psychotraumatologie

Meine Forschungsmethode, um das Wesen der menschlichen Psyche besser zu verstehen, ist die praktische Arbeit als Psychotherapeut und es ist vor allem die Aufstellungsmethode, der ich tiefe Einblicke in das Fundament der menschlichen Psyche verdanke (Ruppert 2005, 2007, 2010, 2012, 2014). Ich sehe in meiner therapeutischen Arbeit weitgehend bestätigt, was John Bowlby als eine Gesetzmäßigkeit menschlicher Entwicklungsverläufe formuliert hat, dass nämlich die Mutter-Kind-Bindung das „interne Arbeitsmodell“

für sämtliche emotional wichtigen Bindungsbeziehungen darstellt, die ein Mensch in seinem späteren Leben eingeht. Daher können wir in der therapeutischen Arbeit sehr gut beobachten,

- dass in der Partnerwahl unbewusst wieder Menschen gesucht werden, welche die frustrierende Beziehung zur Mutter neu aufleben lassen;
- dass in den Beziehungen zu eigenen Kindern alle nicht befriedigten Bedürfnisse im Verhältnis zur eigenen Mutter am Kind ausgelebt werden;
- dass in Konflikten mit Vorgesetzten und ArbeitskollegInnen Muster wiederholt werden, die bereits in der Mutter-Kind-Beziehung äußerst konfliktreich waren.
- Je enger und intensiver eine Beziehung für einen Menschen wird, desto mehr aktualisieren sich in ihr die Muster der ursprünglichen Mutter-Kind-Bindung. Dies gilt auch für Freundschaftsbeziehungen und Beziehungen zwischen einem Therapeuten und seinem Patienten.

Umgekehrt bedeutet dies auch, dass eine sichere Mutter-Kind-Bindung zu einer fundamentalen Ressource für die Beziehungsgestaltungen im gesamten Lebenslauf wird. Wer eine Mutter hat, die in seiner Psyche als stabile Struktur für Halt, Wärme, Trost, Verständnis, Vertrauen und Liebe verankert ist, muss sich nicht an Menschen binden, die voller Ängste, Selbstzweifel und Misstrauen sind. Er verstrickt auch andere nicht in seine eigenen emotionalen Probleme hinein, sondern weiß, wie er sich selbst helfen kann und wo die eigene Verantwortung beginnt. Er kann auf seine eigenen Stärken vertrauen.

Die natürliche Absicherung der Mutter-Kind-Bindung ist glücklicherweise zuweilen so robust, dass sie selbst die ignoranten Umgangsweisen mit den psychologischen Bedürfnissen von Müttern und ihren kleinen Kindern in einer von Konsum- und wirtschaftlichen Verwertungsinteressen geprägten Gesellschaft übersteht. Auch unterschiedliche Erziehungsstile haben nur wenig Einfluss auf die Qualität der Mutter-Kind-Bindung. Was jedoch nach meinen therapeutischen Erfahrungen die Mutter-Kind-Bindung am nachhaltigsten belastet, sind traumatische Ereignisse im Leben einer Mutter. Ich stelle daher aufgrund meiner langjährigen Arbeit mit vielen psychisch

leidenden Menschen die These auf, dass sich dauerhafte und schwer heilbare Bindungsstörungen im Verhältnis Mutter-Kind nur dann entwickeln, wenn eine Mutter traumatische Erfahrungen in ihrem Leben gemacht hat.

Trauma

Um diese These zu erläutern, zunächst eine Definition, was im Allgemeinen unter einem Psychotrauma zu verstehen ist. Gottfried Fischer und Peter Riedesser haben in ihrem Lehrbuch zur Psychotraumatologie eine Traumaerfahrung definiert als „... ein vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt.“ (Fischer und Riedesser 1999, S. 79) Meine Definition von Trauma lautet: Bei einem Psychotrauma versagen nicht nur all unsere Stressprogramme, um uns zu schützen, sie verstärken die Bedrohungssituation sogar und müssen deshalb durch ein Traumanotfallprogramm gestoppt werden. Dies geschieht durch Erstarren von Bewegungen, Einfrieren von Gefühlen, Dissoziieren von Gedanken und schließlich der Aufspaltung der Gesamtpersönlichkeit in drei verschiedene psychische Strukturen: gesunde Anteile, traumatisierte Anteile und Trauma-Überlebensstrategien (siehe Abbildung 1).

Der Traumbegriff wird in der Literatur vielfach auf das „Schocktrauma“ und die Erfahrung existentieller Ohnmacht verengt. Da nicht nur der Existenz- und Lebenswille sondern auch das Bedürfnis nach psychischer Bindung zum Fundament der menschlichen Psyche gehört, schlage ich eine Einteilung von traumatischen Ereignissen in vier Kategorien vor:

- Existenztrauma,
- Verlusttrauma,
- Bindungstrauma bzw. „Trauma der Liebe“,
- Bindungssystemtrauma.

Bei einem Existenztrauma geht es um Leben und Tod. Es geht um das reine Überleben der Situation (z.B. bei einer Naturkatastrophe oder einem überlebten Abtreibungsversuch). Das Hauptgefühl in dieser Situation ist die Todesangst. Daher bleibt auch nach dem Überleben einer solchen Situation bei einem Menschen ein erhöhtes Erregungs- und Angstniveau bestehen, das sich z.B. in wiederkehrenden Panikattacken entladen kann.

Bei einem Verlusttrauma geht für einen Menschen eine wichtige Bindung durch den Tod oder die dauerhafte Abwesenheit einer anderen Person verloren, z.B. wenn die Mutter eines Kindes früh stirbt. Verlassenheitsängste, Wut, Schmerz und Trauer sind die bleibenden Gefühle nach einer Verlusttraumaerfahrung. Chronische „Depressionen“ sind oft die Langzeitfolgen.

Bei einem „Trauma der Liebe“ wird das Bedürfnis nach Bindung selbst traumatisiert. D.h. das Kind ist ohnmächtig und hilflos in all seinen Versuchen, sich an seine Mutter zu binden, da diese sich allen emotionalen Annäherungen des Kindes entzieht. Je mehr das Kind die emotionale Nähe sucht, desto größer wird die Distanz, welche die Mutter zwischen sich und dem Kind aufbaut. Angst vor dem Alleinsein, Wut, Verzweiflung und schließlich auch Selbsthass sind die bleibenden Gefühle, die sich in einem Kind ausbilden, das sich in einer Bindungstraumasituation befindet. In solchen Fällen kann die gesamte Persönlichkeitsstruktur eines Menschen in ihrer Entwicklung schwer gestört werden und es kommt dann z.B. zur Ausprägung einer Antisozialen oder „Borderline-Persönlichkeitsstörung“.

Spaltungen der psychischen Struktur nach einer Traumaerfahrung

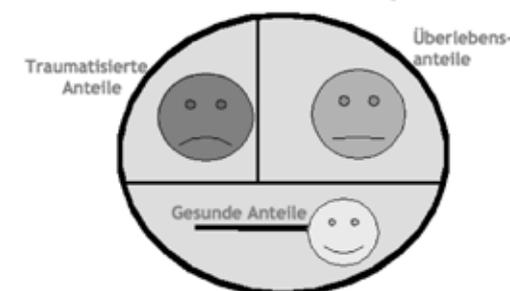


Abbildung 1: Spaltung der menschlichen Psyche nach einer Traumaerfahrung

Zu einem Bindungssystemtrauma kommt es, wenn in einem Bindungssystem (z.B. in einer Familie) Dinge geschehen, die dem Wesen einer Mutter-Kind-Beziehung fundamental widersprechen. Wenn also z.B. eine Mutter ihr eigenes Kind (also ein Geschwisterkind des Traumatisierten) tötet oder so vernachlässigt, dass es stirbt. Alle weiteren Bindungen in diesem System und zu dieser Mutter stehen dann unter dem Vorzeichen dieser Tat. Angst, Hass, Gefühlskälte, Schuld- und Schamgefühle sind die bleibenden Gefühle aus einer solchen Traumasituation. Sie enden bei den Kindern oft in der emotionalen Verwirrung. Psychotische und schizophrene Zustände sind die Langzeitfolgen solcher familiärer Dramen, bei denen es in der Regel auch massive Gewalt zwischen Männern und Frauen und Männern und ihren eigenen Kindern gibt. In einem solchen Bindungssystem kann jeder entweder nur Täter oder Opfer sein und wird dann in der Regel beides gleichzeitig (Ruppert 2012).

Auch wenn psychische Traumata abgespalten und verdrängt werden, so wirken sie im Unbewussten fort. Ausgelöst („getriggert“) durch Situationen, die dem ursprünglichen Trauma ähnlich sind, gelingt die Unterdrückung der abgespaltenen Traumaerfahrung oft nicht mehr und der betreffende Mensch befindet sich in einem Retraumatisierungszustand. Allerdings weiß er aufgrund der Verdrängung des Ursprungstraumas aus seiner Erinnerung nicht, woher diese überwältigenden und für ihn unkontrollierbaren Gefühle kommen. Er fühlt sich ihnen hilflos ausgeliefert und versteht sich dann selbst nicht mehr.

Bindung und Trauma

Auch in der Bindungsforschung rückt der enge Zusammenhang zwischen Bindung und Trauma immer stärker in den Fokus der Aufmerksamkeit (Hesse und Main 1999; Brisch 2003; Schechter 2003). Traumata können die Mutter-Kind-Bindung von Anfang an massiv beeinträchtigen:

- Ist bereits die Zeugung eine traumatische Erfahrung für eine Frau (z.B. bei einer Vergewaltigung), wird diese Frau auch das Kind nicht mit Liebe im Leben empfangen.
- Misshandlungen und Gewalt gegen eine Frau

während der Schwangerschaft traumatisieren auch das Kind.

- Frauen mit Existenztraumaerfahrungen sind im Verhältnis zu ihrem Kind überängstlich und überbesorgt. Sie kontrollieren das Kind sehr stark und lassen ihm wenig Freiraum für seine eigene Entwicklung. Sie stülpen ihm ihre eigenen Todesängste über.
- Frauen mit einer Verlusttraumaerfahrung werden von Schmerz- und Trauergefühlen überschwemmt, wenn sie das Neugeborene sehen und fühlen. Umgekehrt sieht das Kind den Schmerz und die tiefe Traurigkeit in den Augen seiner Mutter. Schmerz und Traurigkeit werden zum Fundament seiner eigenen psychischen Struktur. Es kann sich seiner Mutter gegenüber kaum abgrenzen und wird oft zum Mutterersatz für die eigene Mutter.
- Frauen mit Bindungstraumaerfahrungen übertragen ihre Angst, Wut und Verzweiflung auf das Kind. Sie erwarten von ihm einerseits die Zuneigung, die sie selbst von ihrer Mutter vermissen, sie lehnen andererseits das Kind so ab, wie sie selbst als Kind von ihrer Mutter abgelehnt wurden. Haben sie selbst Erfahrungen von sexuellem Missbrauch gemacht, besteht die große Gefahr, dass sie auch das eigene Kind nicht davor schützen und es unbewusst in Situationen bringen, in denen das Kind sexuell missbraucht wird.
- Frauen, die in einer Familie aufgewachsen sind, in denen Taten verheimlicht werden, die den Grundprinzipien der Bindung widersprechen, übertragen ihre eigenen verwirrten Gefühle auf das Kind. Das Kind hat dann große Probleme, klare Gefühle zu spüren und zu unterscheiden, was sich richtig und was sich falsch anfühlt. Dadurch wird die Identitätsentwicklung eines Kindes grundsätzlich bedroht.

Folgen für die Kinder, wenn die Mutter traumatisiert ist

Eine psychisch gesunde Mutter ist für ein Kind eine große Ressource und ein Segen für sein gesamtes Leben. Umgekehrt sind traumatisierte Mütter von Anfang an eine schwere Hypothek für ihre Kinder:

- Schon im Mutterleib kann sich ein Kind völlig

alleine gelassen fühlen, wenn es seine Mutter nicht spüren kann, weil diese in ihrem Unterleib emotional völlig taub ist (z.B. aufgrund sexueller Gewalterfahrungen).

- Traumatisierte Mütter haben oft kein Gespür für ihren Körper und ernähren sich daher auch unzureichend oder falsch. Sie rauchen oder trinken Alkohol aufgrund ihrer Traumaüberlebensstrategien, was dem ungeborenen Kind unmittelbar schadet.
- Auch kann es sein, dass das Ungeborene die Konflikte zwischen seiner Mutter und seinem Vater miterlebt und dadurch dauerhaft unter Stress steht.
- Weil seine traumatisierte Mutter beim Geburtsprozess nicht ausreichend mit ihm kommuniziert und kooperiert, gerät das Kind vor und während der Geburt in existenzielle Ausnahmezustände, die möglicherweise so unerträglich sind, dass es sich psychisch spalten muss.
- Wenn die Neugeborenen nach der Geburt dann keine emotional anwesende Mutter vorfinden, weil diese z.B. durch Anästhetika und Schmerzmittel betäubt und weggetreten ist, kommt es erneut in eine Situation der Überforderung und Hilflosigkeit, die es nur durch weitere Abspaltung von seinen Gefühlen, Bedürfnissen und letztlich seinem eigenen Ich überleben kann.
- Da traumatisierte Mütter oft mit Männern zusammen sind, die ebenfalls schwer traumatisiert sind, können sie ihre Kinder nicht ausreichend vor Verwahrlosung und Gewalt schützen. Die Kinder müssen wiederum vieles von sich selbst aufgeben, um überhaupt in einem solchen Milieu weiterleben zu können.
- Traumatisierte Mütter haben auch kein Gespür für die wirklichen Bedürfnisse ihres Babys. Diese werden daher gefüttert, obwohl sie eigentlich Nähe und Körperkontakt suchen. Sie werden viel zu lange alleine gelassen und zu oft in die Hände ungeeigneter Personen übergeben. Die Kinder schalten dann irgendwann völlig ab und erscheinen dann als besonders pflegeleicht, weil sie nicht mehr weinen und protestieren.

Die Bedeutung der Vater-Bindung

Wer die fundamentale Bedeutung der Mutter-Kind-Bindung für die psychische Gesundheit

von uns Menschen betont, fängt sich leicht Kritik von zwei Seiten ein. Einerseits von Seiten der Mütter, die sich als die Alleinverantwortlichen und Schuldigen gebrandmarkt sehen, wenn die Entwicklung ihrer Kinder schief läuft. Andererseits von Seiten der Väter, die sich in ihrer Bedeutung für ihre Kinder nicht wertgeschätzt genug fühlen. Beides ist nicht von mir beabsichtigt. Aus der Tatsache, dass die emotionale Bindung eines Kindes an seine Mutter naturgegeben vollkommen anders und wesentlich emotionsgeladener und intensiver ist als die Bindung an seinen Vater, folgt nicht, dass Väter nichts Wesentliches zum psychischen Fundament eines Kindes beitragen. So kann im günstigen Fall bei Vätern ihre Liebe zu ihrer Frau auch in die Liebe der Frau zu ihrem Kind mit einfließen. Der Halt, den Männer ihrer Frau geben, gibt auch dem Kind Halt. Die Liebe eines Vaters zu seinem Kind gibt dem Sohn oder der Tochter zusätzlich psychische Stärke und eröffnet ihnen eine männliche Sichtweise auf die Welt. Das Kind braucht seinen Vater anders als seine Mutter. Ein Vater kann einem Kind nicht die Mutterbindung ersetzen, eine Mutter aber dem Kind auch nicht den Vater (Garstick 2013).

4. Therapie und Beratung

Die Qualität der Mutter-Kind-Bindung ist in gewisser Weise vorprogrammiert durch die Traumata im Leben einer Frau. Dies ist eine erschreckende Tatsache, weil wir es absehen können, dass z.B. eine Frau, die in einer Bindungstraumasituation aufgewachsen ist, ihre negativen Bindungserfahrungen an ihr Kind weitergeben wird. Das bindungsbedürftige Kind sucht bei seiner Mutter Halt und muss sich selbst spalten, um sich an die Mutter zu binden. Es bindet sich mit einem Anteil an den Überlebensanteile der Mutter und mit einem anderen an den traumatisierten Anteil seiner Mutter. Es nimmt auf diesem Wege das mütterliche Trauma in seine eigene psychische Struktur auf. Psychische Traumata werden auf diesem Wege transgenerational weitergegeben.

Ich habe früher gezögert, Schwangeren eine Therapie zu empfehlen. Heute sehe ich es so, dass schwangere Frauen dringend darüber aufgeklärt werden sollten, dass sich ihre eigenen frühkindlichen Bindungserfahrungen im Kontakt

mit ihrem Kind aktualisieren werden.

Ein Kind löst keine Probleme, z.B. dass sich eine junge Frau innerlich einsam und alleine fühlt und hofft, durch ein eigenes Kind aus dieser inneren Leere ausbrechen zu können. Je früher eine Mutter darin unterstützt wird, ihre eigenen psychischen Probleme besser zu verstehen und zu lösen, desto besser ist das für ihre Bindung zum Kind. Psychologische und pädagogische Hilfen kommen oft viel zu spät, wenn die Bindung zwischen Mutter und Kind bereits massiv gestört ist. Jedoch kann zumindest eine auf die Mutter-Kind-Bindung ausgerichtete Beratung und Therapie wesentlich mehr bewirken als Interventionsmaßnahmen, die nur an der Oberfläche ansetzen, also an den Verhaltensauffälligkeiten eines Kindes. Es macht wenig Sinn, z.B. ein hyperaktives Kind zu therapieren, ohne zu sehen, dass dieses Kind seine Angst-, Wut- und Unruhegefühle von seiner traumatisierten Mutter übernommen hat und durch die Bindung an seine Mutter traumatisiert wird.

Die Auseinandersetzung mit der Bindungsstörung zur Mutter ist in der Therapie mit Erwachsenen nach meiner Erfahrung meist der zentrale Fokus. Das „Trauma der Liebe“ ist nur gegen viele Widerstände und Überlebensstrategien zu überwinden, weil ein Kind mit aller Kraft versucht, seine traumatisierte Mutter trotz allem zu lieben. Eine Ablösung von einer traumatisierten Mutter gelingt nur dann, wenn die eigenen Traumatisierungen in den Blick genommen und gefühlt werden, die durch die Bindung an eine traumatisierte Mutter entstanden sind.

Grundsätzlich ist alles, was einer Mutter hilft, dem Kind eine sichere emotionale Bindung anzubieten, zu begrüßen. Was Müttern in einer sozialen Gemeinschaft Gutes getan wird, kommt der ganzen Gesellschaft zugute.

Literatur

Ainsworth, M. (1973). The development of infant-mother attachment. In B. M. Caldwell & H. N. Ricciuti (eds.), *Review of child development research* (vol. 3). Chicago: University of Chicago Press.
 Antonovsky, A. (1997). *Salutogenese – zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: dgvt-Verlag.
 Bowlby, J. (1973). *Attachment and Loss, Vol. II. Separation: Anxiety and Anger*. New York: Basic Books.
 Bowlby, J. (1998). *Attachment and Loss, Vol. III. Loss: Sad-*

ness and Depression. London: Pimlico, Random House.
 Bowlby, J. (1995). *Elternbindung und Persönlichkeitsentwicklung*. Heidelberg: Dexter Verlag.
 Bowlby, J. (2001). *Das Glück und die Trauer*. Stuttgart: Klett-Cotta.
 Brisch, K. H. (1999). *Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
 Brisch, K. H., Grossmann, K. E., Grossmann, K. & Köhler, L. (2002). *Bindung und seelische Entwicklungswege*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
 Brisch, K. H. (2003). *Bindungsstörungen und Trauma*. In K.H. Brisch und T. Hellbrügge (Hg.), *Bindung und Trauma*. (S. 105-135). Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
 Brisch, K.H. (2013). *Schwangerschaft und Geburt*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
 Brisch, K.H. (2014). *Säuglings- und Kleinkindalter*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
 Fischer, G. & Riedesser, P. (1998). *Lehrbuch der Psychotraumatologie*. München: Reinhardt Verlag.
 Fischer, G. (2000). *Mehrdimensionale Psychodynamische Traumatherapie MPTT. Manual zur Behandlung psychotraumatischer Störungen*. Heidelberg: Asanger Verlag.
 Garstick, E. (2013). *Junge Väter in seelischen Krisen*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
 Grossmann, K. & Grossmann K.E. (2004). *Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit*. Stuttgart: Klett-Cotta Verla.
 Hesse, E. & Main, M. (1999). *Second-generation effects of unresolved trauma in non maltreating parents: Dissociated, frightened, and threatening parental behaviour*. *Psychoanalytic Inquiry*, 19, 481-540.
 Klaus, M. H., Kennell, J. & Klaus, P. H. (2002). *The Doula Book*.
 Klaus, M. H. & Klaus, P. H. (2003). *Das Wunder der ersten Lebenswochen*. München: Goldmann Verlag.
 Ruppert, F. (2005). *Trauma, Bindung und Familienstellen. Seelische Verletzungen verstehen und heilen*. Stuttgart: Pfeiffer Verlag.
 Ruppert, F. (2007). *Seelische Spaltung und innere Heilung*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
 Ruppert, F. (2010). *Symbiose und Autonomie*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
 Ruppert, F. (2012). *Trauma, Angst und Liebe*. München: Kösel Verlag.
 Ruppert, F. (2014). *Frühes Trauma. Schwangerschaft, Geburt und erste Lebensjahre*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
 Schechter, D.S. (2003). *Gewaltbedingte Traumata in der Generationenfolge*. In K. H. Brisch und T. Hellbrügge (Hg.), *Bindung und Trauma*. (S. 235-256). Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
 Zandl, M. (2003). *Lukas. Erkenntnisse einer Mutter*. Neumünster: Edition Taufpatenclub.de.
 Zimmer, K. (1998). *Erste Gefühle. Das frühe Band zwischen Kind und Eltern*. München: Kösel Verlag.

Weitere Beiträge zum Thema Bindung und Trauma sind unter www.franz-ruppert.de verfügbar.



Prof. Dr. Franz Ruppert, Professor für Psychologie an der Katholischen Stiftungshochschule München und Psychologischer Psychotherapeut in eigener Praxis in München.

VERLORENE MÜTTERLICHKEIT? – ÜBER EINEN BLINDEN FLECK VON GENDER

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

„Was wären die Menschen ohne die Frauen? Rar, sehr rar.“ – Mark Twain

1. Schöne neue Welt?

Brave New World, die Negativutopie von Aldous Huxley, führte 1932 das Schreckbild einer rein biologistisch verfassten und manipulierten Menschheit vor, in der Menschen industriell erzeugt und im Sinne einer Pawlowschen Konditionierung kollektiv erzogen werden. In der schönen neuen Welt war ein Wort von Grund auf verboten: das Wort „Mutter“. Nach gelungener Gehirnwäsche löste es widerwärtige Empfindungen aus. Der neue Mensch sollte sich nicht als gezeugt und geboren, sondern als gemacht verstehen, nur ein *factum*, weder *genitum* noch *natum*. Er sollte glauben, einzig der technisierten Gesellschaft und niemand anderem verdankt zu sein, keinem älteren persönlichen Du – oder am Ende gar Gott. Übrigens kam das Wort Vater ohnehin nicht mehr vor – offenbar war er noch leichter auszuschalten als die Mutter.

Nach Simone de Beauvoirs „Klassiker der Frauenbefreiung“ von 1949¹ waren nur noch *strukturelle* Fragen zuzulassen: Wie wird man eine Frau?, aber keine *Wesenfragen* mehr: Was ist eine Frau? Denn, so die Hauptthese: Als Frau werde man nicht geboren, zur Frau werde man gemacht. Frausein ist nach Beauvoir eine Erfindung männlicher List zur Abwälzung unangenehmer Aufgaben: eine Spiegelung undurchschauter Erziehung und unbefragt übernommener sekundärer Rollen. Vor allem sei die faule Denkungsweise aufzuheben, wonach Frausein vorrangig durch Biologie bestimmt werde, der sich alle seelischen Haltungen zuordnen müssten, um gattungstypische Eigenschaften zu sein. Wann immer die Frau als „die andere“ bezeichnet wird, wird sie nach Beauvoir schon ausgrenzend ins Anderssein abgewiesen. Daher gilt es nach ihr, die Kategorie „weiblich“ von Grund auf als repressiv zu ächten – und dem fällt auch Mutterschaft zum Opfer.

Beauvoir verlangt nämlich eine Maskulinisierung der Frau im Sinne bindungsloser Selbstbestimmung. Es gibt nach ihr zwei „Fallen“ des Frauseins: das Kind und den Mann; beide führten zu Bindungswillen und damit zu dauerhafter Übernahme von Pflichten. Vor allem das Kind stelle wegen seiner leib-seelischen Abhängigkeit die natürliche „Fessel der Frau“ vor. Der weibliche Körper müsse „transzendiert“ und neutralisiert werden: durch chemische Einebnung des Bio-rhythmus, im schärfsten Fall durch Abtreibung, die Beauvoir empfahl und auch selbst vollzog. Den Unterschied zum Mann bringt Beauvoir nicht mehr in die Theorie ein; das Glück des Andersseins kann fürs erste weder gedacht noch gelebt werden. Vielmehr bleibt Frausein bei Beauvoir von der abstrakten Autonomie des Selbstseins bestimmt. Dieser Egalitätsfeminismus („Frau muss Mann werden“) bestimmt bis heute, trotz einiger anderer feministischer Tendenzen, überwiegend den Diskurs.²

Rainer Maria Rilke sah schon in den 1920er Jahren eine tiefgehende Vergessenheit der Herkunft wirksam: „die Väter, die wie Trümmer Gebirgs uns im Grunde beruhen, (...) das trockene Flußbett einstiger Mütter, (...) die ganze lautlose Landschaft“.³ Väter und Mütter sind entsunken und gehen dem Gedächtnis verloren – wiewohl, so die Elegie, ihre Kraft die heute Lebenden speist. Doch sind neue Stimmen zu vernehmen, die wieder ins „Lautlose“ eindringen.

Natürlich war im Raum der (katholischen) Kirche die Verteidigung der Elternschaft und besonders der Mutterschaft immer gegeben, prallte aber am feministischen Diskurs weitgehend ab. Mit der Gendertheorie hat sich zudem eine weitere Leibvergessenheit durchgesetzt, die zwar von Frauen und Männern spricht, aber dabei biologische Konstanten durch soziale Konstrukte abgelöst hat.⁴ Dabei wird Leib zum neutralen Körper reduziert und Mutterschaft vorwiegend im Rahmen technisch machbarer Fertilität behandelt. Doch als Wortführer eines neuen Nachdenkens können heute einige (post)moderne Autorinnen, und nicht die schlechtesten, herangezogen werden; sie buchstabieren die Frage von Mutterschaft

und Frausein neu – vorwiegend im Rahmen eines phänomenologischen und psychoanalytischen Leibverständnisses. Beispielhaft dafür steht Edith Stein.⁵

2. Phänomenologie des Mütterlichen: Edith Stein

Niemals ist ein Mensch bloße Natur, immer schon Person, also kultivierte Natur. Doch darf theoretisch die naturale Basis des Menschseins, sein leibhaftes Geschlecht, als Träger von Personalität, nicht unterschlagen werden. Dazu hat die Phänomenologie des Leibes Erhellendes beigetragen, wie sich bei Edith Stein sehen lässt.

Edith Stein (1891 Breslau-1942 Auschwitz), Phänomenologin der Husserl-Schule, ist anerkannt als eine der ersten, die über Leiblichkeit und Mutterschaft der Frau nachgedacht haben.⁶ Ihre Freilegungen könnten in Genderzeiten bereits unter die Beobachtung von Hannah Arendt fallen: „derjenige, der einfach sagt, was ist, (hat) bereits zu handeln angefangen, auch wenn er dies gar nicht beabsichtigte. In einer Welt, in der man mit Tatsachen beliebig umspringt, ist die einfache Tatsachenfeststellung bereits eine Gefährdung der Machthaber.“⁷

Grundsätzlich geht Edith Stein von den naturhaften, gekoppelten Konstanten der *Leiblichkeit* aus, die Frausein zunächst am eindeutigsten bestimmen: Empfängnisbereitschaft und Mütterlichkeit sind *die* leibbedingten Fähigkeiten der *species* Frau. Beide leiblichen Qualitäten führen zu Aussagen über ein seelisches „Innen“. „Der primäre Beruf der Frau ist Erzeugung und Erziehung der Nachkommenschaft, der Mann ist ihr dafür als Beschützer gegeben. (...) Bei der Frau (treten hervor) die Fähigkeiten, um Werdendes und Wachsendes zu bewahren, zu behüten und in der Entfaltung zu fördern: darum die Gabe, körperlich eng gebunden zu leben und in Ruhe Kräfte zu sammeln, andererseits Schmerzen zu ertragen, zu entbehren, sich anzupassen; seelisch die Einstellung auf das Konkrete, Individuelle und Persönliche, die Fähigkeit, es in seiner Eigenart zu erfassen und sich ihr anzupassen, das Verlangen, ihr zur Entfaltung zu verhelfen.“⁸

Mündlich formuliert: „Als die weibliche Seelengestalt herausgestellt habe ich die Mütterlichkeit. Sie ist nicht an die leibliche Mutterschaft gebunden. Wir dürfen nicht von dieser Mütterlichkeit loskommen, wo immer wir stehen. Die Krankheit der Zeit ist darauf zurückzuführen, dass nicht mehr Mütterlichkeit da ist.“⁹

Von der leiblichen Vorgabe wird das Seelische, in einem weiteren Schritt das Geistige bestimmend durchformt. Im Seelischen wandelt sich die Empfängnisbereitschaft „wesenhaft“ in spezifische „Einfühlung“: in Begabung zur Gefährtschaft mit dem Mann, bis in den künstlerischen und wissenschaftlichen Bereich hinein; Mütterlichkeit wandelt sich zur Einfühlung in das Schwächere oder das anziehend Größere, von dort zur hohen und vielgestaltigen Einsatzfähigkeit, zur Hilfe bei der Entfaltung fremden Lebens, zur Wahrung des Menschlichen gerade im gefährdeten technisierten Bereich. In der Fähigkeit solchen „Gemüts“ liegt nach Stein die weibliche Grundkraft, sich an allem Menschlichen, besonders am Schönen, ebenso aber an der Wahrheit zu entzünden, nämlich an allem, „was aus einer jenseitigen Welt mit geheimnisvoller Macht und Anziehungskraft in dieses Leben hineinwirkt“.¹⁰ Hier liege auch der Grund für die rasche weibliche Begeisterung an allem Großen oder für groß Gehaltene - eine Begeisterung, mit deren Gefährdung umzugehen eine verantwortliche weibliche Erziehung lehren müsse.¹¹

Bei solchen Folgerungen fallen einige riskante Sätze, die selbst als zeitbedingt gelten müssen. Dies ist wohl auch ein Zeichen dafür, dass nicht aus einem einzigen (hier dem leiblichen) Prinzip, der Mütterlichkeit, bereits zu Weitgehendes geschlossen werden darf. Etwa Steins These von 1932: „Wenn bahnbrechende Leistungen von Frauen verhältnismäßig selten sind und das in der weiblichen Natur begründet sein mag, so kann doch die Einfühlungs- und Anpassungsgabe der Frau sie in einem hohen Maße befähigen, am Schaffen anderer verstehend und anregend als Hilfsarbeiterin, Interpretin, Lehrerin Anteil zu haben.“¹² Eine ähnlich ungesicherte Folgerung, aus der Leiblichkeit der Frau extrapoliert, lautet:

„Der Leib der Frau ist dazu gebildet, mit einem anderen 'ein Fleisch zu sein' und neues Menschenleben in sich zu nähren. Dem entspricht es, dass die Seele der Frau darauf angelegt ist, einem Haupt untertan zu sein in dienstbarem Gehorsam und zugleich seine feste Stütze zu sein, wie ein wohldisziplinierter Körper dem Geist, der ihn beseelt, gefügiges Werkzeug ist, aber auch eine Quelle der Kraft für ihn ist und ihm seine feste Stellung in der äußeren Welt gibt.“¹³

Hier ist Stein in eine Engführung des Gedankens geraten, die sie andernorts zu vermeiden strebt. Biologische Vorgaben werden mit historischen Entwicklungen vermischt und als Norm genommen – was von der Phänomenanalyse her nicht gedeckt ist.

Der Versuch, die spezifisch weibliche Form von *Geist* darzustellen, gerät bemerkenswert schwierig. Stein sieht in ihm vorrangig das „Verlangen, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen, und darin eine Sehnsucht, aus der Enge ihres tatsächlichen gegenwärtigen Daseins zu höherem Sein und Wirken emporgehoben zu werden“.¹⁴ Der aktiv-passive Prozess dieser Geistigkeit besteht ebenso sehr im eigenen Reifen wie darin, „zugleich in den andern das Reifen zu ihrer Vollkommenheit anzuregen und zu fördern (...) tiefstes weibliches Sehnen, das in den mannigfaltigsten Verkleidungen, auch Entstellungen und Entartungen, auftreten kann. Es entspricht (...) der ewigen Bestimmung der Frau.“¹⁵

Dass diese Festlegungen Stein selbst als zu allgemein erscheinen, geht daraus hervor, dass sie künftige Forschungen durch Anthropologie und Psychologie fordert, mit denen sie nicht ausreichend vertraut war. Nicht unwichtig ist der Zug, dass es der Phänomenologin in ihrer eigenen Disziplin letzten Endes schwerfällt, die beiden *species* Mann und Frau tatsächlich in „wesensmäßiger“ geistiger Charakteristik voneinander zu trennen. Was in der Leiblichkeit leicht in Erscheinung tritt, wird bei der Erfassung der Seele schon weniger griffig, bei der Bestimmung des Geistes aber schwer fassbar.

Stein hat den – wohl ihr selbst zu engen – Rahmen phänomenologischer Wesensbestimmung der Frau immer dort geöffnet, wo sie in die *Geschichte* von Frauen eindringt, oder auch dort, wo sie weit ausblickende Ansätze einer *Bildungslehre* für Frauen entwickelt. Insbesondere verankert sie das naturhafte Sein der Frau letztlich in einer theologischen Personlehre, im Angerufensein von ihrem Schöpfer.

Jede Person hatte ja in ihrer Eigenart jeweils neue, ihr selbst gemäße Ausprägungen des Vorgegebenen zu vollziehen, ja es ist die Kunst (und das drohende Misslingen), dies zu lernen. So findet Stein wohl die stärksten Sätze zur Eigenart der Frau, wenn sie das Frausein dem Menschlichen (Personalen und Freien) nachordnete. Zu Ibsens *Nora* fällt die Bemerkung: „Sie weiß, dass sie erst ein Mensch werden muss, ehe sie es wieder versuchen könnte, Gattin und Mutter zu sein.“¹⁶ „Keine Frau ist ja nur Frau.“¹⁷ *Geschichtlich* sieht Stein die Aufgabe weiblicher Kultivierung in Europa wahrgenommen durch die Erziehung von Frauen durch Frauen, wie es weitblickende, religiös motivierte Schulgründerinnen (Mary Ward, Angela Merici) unternahmen; aber auch durch die Anstrengungen der modernen liberalen Frauenbewegung seit dem 19. Jahrhundert. Dennoch bleibt für die Bestimmung der Frau die Leiblichkeit, immer als „beseelter Leib“ verstanden, grundlegend: „Dass die menschliche Seele eingesenkt ist in einen körperlichen Leib (...), das ist kein gleichgültiges Faktum. (...) Der Leib ist als solcher charakterisiert und von dem rein materiellen Körper, der ihn mitkonstituiert, dadurch abgehoben, dass alle seine Zustände und alles, was ihm widerfährt, gespürt wird oder doch gespürt werden kann. Alles Leibliche hat eine *Innenseite*, wo Leib ist, ist auch ein inneres Leben. Er ist nicht etwa ein *Körper, der empfindet*, sondern *gehört* als Leib notwendig einem Subjekt zu, das mittels seiner empfindet, dessen äußere Gestaltung er darstellt und das mittels seiner in die äußere Welt gestellt ist und gestaltend einzugreifen vermag, das seine Zustände spürt.“¹⁸

Nochmals: „Keine Frau ist ja nur Frau“ - sie ist also *auch* Frau. Stein hat den Spannungsreichtum weiblichen Daseins im Ganzen dreifach

skizziert: Leiblichkeit („Natur“) ist Ausgang und tragender Grund für den personalen Selbstentwurf; dieser schließt die gesellschaftlichen Bedingungen und Entwürfe des Frauseins ein („Kultur“). Doch werden beide, Natur und Kultur, noch von einem Dritten bestimmt: von der Beziehung zum Woher und Wohin des Daseins. Diese meist aus dem feministischen Diskurs ausgesparte religiöse Frage nach dem schöpferischen Ursprung des eigenen Seins wird bei Stein ausdrücklich eingebracht: in der Frage nach dem göttlichen Ursprung und Ziel weiblicher Existenz. Die Antwort auf den Sinn des Eigenseins der Frau wird nach Stein besonders durch die biblischen Texte freigesetzt, worin das nur naturhafte oder kulturbedingte Frausein dem Erlöst-Menschlichen, Personalen, Freien nachgeordnet wird. „Menschsein ist das Grundlegende, Frausein das Sekundäre.“¹⁹ Es geht nicht um gattungshafte, sondern um personale Subjektivität. Durch die Lebendigkeit des individuellen Geschaffenseins kommt in das weibliche Grundmuster die eigentliche Lebensspannung, sich selbst und anderen das göttlich gewollte Unverwechselbare, das je Eigene zuzugestehen und darauf ausdrücklich die Anstrengung zu richten. Es ist Gott, der das eigene Profil seines Geschöpfes wünscht. Kantische Autonomie wird zur Freiheit erfüllender Beziehung weitergedacht. „Wovon wir ausgehen müssen, ist die Natur, die gegeben ist als weiblich oder männlich. (...) Je höher man aufsteigt zur Verähnlichung mit Christus, desto mehr werden Mann und Frau gleich (Regel des hl. Benedikt: Abt = Vater und Mutter). Damit ist die Beherrschung durch das Geschlecht vom Geistigen her aufgehoben.“²⁰

Die heutige Gender-Diskussion steht zweifellos vielen dieser Vorgaben ausgesprochen skeptisch gegenüber, insbesondere wo leibliche Vorgaben als Wesensbestand und normative Vorgabe angesetzt sind, die zu beachten sind (vom Sein zum Sollen). Doch wird dieser Pol der „Natur“ bei Stein durchaus geschichtlich und personal durchgespielt: Natur selbst ist ja nicht einfach „ganz“, sondern bedarf der göttlichen „Lösung“, der übernatürlichen Heilung im Zusammenspiel mit der eigenen Gestaltung. So

gibt es drei Elemente der weiblichen Lebensspannung: „Natur“ als leib-seelische Vorgabe, „Kultur“ als personale Selbstgestaltung und „Gnade“ als göttliche Führung. Diese Elemente, von Edith Stein komplex betrachtet, wirken einer gängigen Unterbestimmung des Frauseins entgegen, tragen sie doch ein wichtiges methodisches und inhaltliches Korrektiv zum bloß virtuellen, „leiblosen“ Selbstentwurf von Frauen ein.

3. Skizze einer „neuen Mutterschaft“

Bis heute wird die Streitfrage nach einem „Wesen der Frau“ hin- und hergeschoben, ohne dass sie eine schlüssige und die Frauen befriedigende Antwort fände - denn welche unterschiedlichen Aufgaben immer ihr zugewiesen wurden, ebenso viele wurden auch wieder abgestritten. Statt abstrakt nach diesem „Wesen“ zu fragen, lässt sich aber ein anderer, erhellender Weg betreten: der Weg in die Erfahrung. In den letzten Jahren wurde mehr und mehr über eine magisch-mütterliche Macht der Frau in der Vorgeschichte bekannt – ein höchst aktueller und bedeutungsschwerer Vorgang, soweit er auch entfernt scheint. Denn mit der Wiederentdeckung „mütterlicher“ Kulturen wird heute auch die „große Göttin“ wiederentdeckt und mit ihr jene emotionalen, unbewussten Kräfte der Frau, die nicht nur zum Gebrauch, sondern auch zum Missbrauch neigen. Was kann man aus dem Blick in die kulturelle Erfahrung an Hilfe über die Mutterschaft gewinnen?

Offenkundig hat unsere Geschichte begonnen mit der Verehrung, ja Vergöttlichung des Mütterlich-Fruchtbaren. Mittlerweile sind wir einen langen Weg gegangen, auch als Frauen: bis zu jenem rationalen Aufwachen, das wir mit dem Stichwort „Emanzipation“ eher unglücklich bezeichnen. Frausein ist nicht mehr einfach eins mit Mutter sein. Zur Frau gehört auf jeden Fall auch jene seelische Kraft des Ausgleichens, Bewahrens, Einbindens, die man richtig *anima*, die weibliche Seele, nennt und die eine mehr als biologische Mütterlichkeit fordert. Und ebenso gehört zur Frau, unabweisbar, das Geistige, was nicht dasselbe ist wie das Rationale. Auch das Rationale leistet die Frau; aber Geist ist darü-

ber hinaus Selbststand, Freiheit, ganzheitliche Verantwortung, Leben in selbstgewählter, nicht diktiert Hingabe – und dieses Geistige ist der Frau vom Fundament her zu Eigen.

Zur Ganzheit gehört aber auch die Leiblichkeit, vor allem die Fähigkeit zur Mutterschaft, die viele Frauen heute chemisch oder unter einem modisch-männlichen Diktat verweigern und sicherlich auch unter einer generationenlangen Erfahrung von Übernutzung scheuen. In der Fülle der Anlagen sollte aber nicht eine Gabe gegen die andere ausgespielt werden. Robert Musil bemerkte: „Die neue Frau ist eiliger ans Licht getreten als die neue Mutter.“ Wir sind heute nicht einfach zur Rückkehr zu den Müttern aufgefordert, aber auch nicht zum bloßen Vorpreschen zu der nicht mütterlichen Frau. Wozu wir aufgefordert sind, ist ein Gewinnen des Menschlichen in der Frau, um ihre vielen Vorgaben niemals einseitig zu vernutzen, sie im Gegenteil alle gleichzeitig zu wahren. Um es nochmals mit dem Mut Edith Steins zu sagen: „Menschsein ist das Grundlegende, Frausein das Sekundäre.“

Unleugbar scheint aber ein autonomer Bereich im Mütterlichen, der Leben und Tod des Kindes wägen kann. Wägen kann, nicht muss - in wie vielen Müttern ist diese Möglichkeit auf Dauer überwunden oder nie aufgetaucht! In anderen jedoch nicht: Geschieht es nicht wie eh und je, dass das eigene Leben gegen das Leben des Kindes gesetzt wird? Nicht in jedem Fall willentlich bössartig, aber doch ist die Macht, scheinbar selbstverständlich, auf der Seite der Mutter - gegen die scheinbar fügsame Ohnmacht des Kindes. Heute wird dies durch eine verharmlosende, scheinbar aufklärerische Devise unterstützt, von der Selbstbestimmung der Frau für und gegen ihren „Bauch“. Wieviel Desinteresse des Partners, wieviel Ungeborgenheit in einer kinderabweisenden Gesellschaft, wieviel Selbstdemütigung und Unterjochung der Frauen hinter solchen Redensarten steckt, lässt sich nur ahnen.

Hier ist eine Klärung zu vollziehen. Die Verweigerung des Kindes gilt mittlerweile weniger für die Frauen als für eine Gesellschaft, welche nur

von einer lästigen, kosten- und pflegeintensiven Nachkommenschaft ausgeht. Sie nimmt das Kind als Hemmnis eigener Bequemlichkeit und vermag es deswegen, fast neutral, zu vernichten. Mutterschaft umfasst aber mehr als Selbstbehauptung und einige Urinstinkte des Habens oder Verweigerns. Sie ist ein personaler Vorgang, gewebt aus tausenderlei Fäden: aus der leiblichen Nähe, der seelischen Wärme, dem geistigen Wachsenlassen des Kindes, dem (gegenseitigen) Tragen und Lassen ein Leben lang, in einem Gutsein, das längst vor aller Entscheidung liegt. Hier mag es das Dunkel des Versagens und der endenden Kraft einer Mutter geben, aber nicht das unpersönliche und deswegen schauerliche Dunkel ihrer Selbstherrlichkeit.

Der antlitzlosen Göttin und der mythischen Stiefmutter steht das Antlitz jeder Mutter gegenüber, die ihr Kind als Gabe nimmt und nicht als Habe, die man zu Tode besitzt. Die Schwäche des Kindes ist einer solchen Mutter nicht Verführung, sich darin auszutoben, sondern Anlass, die eigene Größe in Kleinheit umzuschmelzen. Wachsenlassen, *augere*, ist die Erstbedeutung von Autorität. Das wahre ältere Du hat nichts dagegen, das jüngere wachsenzulassen.

Sind Frauen „von Natur aus“ mütterlich? Mit Recht lässt sich darauf, von der Kulturgeschichte her gesehen, ja sagen: ja, wenn Mutterschaft anerkannt, von der Gemeinschaft gestützt, gewünscht, getragen ist. Natur ist immer kultivierte Natur. Freilich kommt es darauf an, heute die Heilung und Heiligung des gesamten Lebens, vorrangig der ausgebluteten Familie, aber auch der Arbeitswelt, der Technik, der Dienstleistungen, der Wissenschaft in den Blick zu nehmen. Die alte Tradition mütterlicher Kultur ist dafür nur ein Sprungbrett; formuliert werden muss in der Tat eine neue Ethik der Reproduktion und der Ökologie des Menschen, weniger abstrakt: des Kindes und seiner Mutter.

Ein Gebot der Stunde: Wir sollten aufhören, den Leib zur Verfügungsmasse abzuwerten. Insbesondere aufhören, den weiblichen Leib „auszu-

schlachten“ (Prostitution, Eizellspende, Leihmutterschaft armer Frauen!). Unser Leib/Leben ist nicht beliebig „verwertbar“. Wir brauchen eine Kultur der Hochachtung von Mutterschaft/Vaterschaft und Kindererziehung in familiärer Bindung. Davon reden prominente Psychologen, wenn sie von ihren Patienten erzählen. Grundsätzlich soll jede Frau wählen können, wo ihre Arbeit sich lohnt und wo ihr Herz schlägt (Herzprämie statt Herdprämie!). Dazu braucht es konkret Erziehungsgeld und Mütterrente (statt zu später Psychotherapie für Jugendliche). Wir brauchen „beste-Praxis“-Frauen, die Familie und Beruf, wenn möglich nicht gleichzeitig, sondern in Folge leben. Gilt auch für Väter.

Letztlich: Wir sollten unsere Herkunft, unsere Religion nicht vergessen. Man wirft dem Christentum gern Leib- und Frauenfeindlichkeit vor. Aber beides ist heute weit mehr im Radikalfeminismus und in Gender Mainstreaming zu finden. Es bedeutet eine Aufwertung der Frau, dass in unserer Kultur die Einehe zur Norm wurde. Auch die Unauflöslichkeit der Ehe bedeutet Sicherheit für Frau und Kinder, nicht zu vergessen für den Vater. Freude an den eigenen Kindern zu haben, mit ihnen gemeinsam zu leben, das ist Erbe aller Kulturen. Dagegen ist Gender nichts als heiße Luft.

Christinnen sollten sich vielmehr im Getümmel der Parolen verstehen können, um es mit Euclides da Cunha auszudrücken, „schön wie ein Ja in einem Saal voller Nein“.



Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Prof. em. für Religionsphilosophie und vergl. Religionswissenschaft, TU Dresden; seit 2011: Vorstand des "Europäischen Instituts für Philosophie und Religion" (EUPHRat) an der Phil.-Theol. Hochschule Benedikt XVI. Heiligenkreuz/Wienerwald

ANMERKUNGEN:

- ¹ Simone de Beauvoir, Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbek 1951 (frz. 1949).
- ² Vgl. Herta Nagl-Docekal, Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven, Frankfurt 22004; Yvanka B. Raynova/Susanne Moser, Simone de Beauvoir. 50 Jahre nach dem ‚Anderen Geschlecht‘, Wien 2004.
- ³ Dritte Duineser Elegie.
- ⁴ Vgl. H.-B. Gerl-Falkovitz, Frau – Männin – Mensch. Zwischen Feminismus und Gender, Kevelaer 22016.
- ⁵ Ausführlich zu dem folgenden Thema: H.-B. Gerl-Falkovitz, Unerbittliches Licht. Versuche zur Philosophie und Mystik Edith Steins, Dresden 2015.
- ⁶ Vgl. Ute Gahlings, Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen, Freiburg 2006.
- ⁷ Hannah Arendt, Wahrheit und Politik, in: dies., Wahrheit und Lüge in der Politik. Zwei Essays, München 1972.
- ⁸ Edith Stein, Christliches Frauenleben. (1932) II. Frauenbildung, ESGA 13, 90f.
- ⁹ Edith Stein, Diskussion zum Vortrag „Grundlagen der Frauenbildung“ (1930), ESGA 13, 245.
- ¹⁰ Christliches Frauenleben, II. Frauenbildung, ESGA 13, 92.
- ¹¹ Ebd., I. Frauenseele, ESGA 13, 88.
- ¹² Ebd., III. Frauenwirken, ESGA 13, 103.
- ¹³ Grundlagen der Frauenbildung (1930). II. Natur und Bestimmung der Frau, ESGA 13, 34.
- ¹⁴ Christliches Frauenleben. I. Frauenseele, ESGA 13, 85.
- ¹⁵ Ebd., 85.
- ¹⁶ Ebd., 83.
- ¹⁷ Das Ethos der Frauenberufe (1930), ESGA 13, 22.
- ¹⁸ Christliches Frauenleben (1932), in: Mädchenbildung auf christlicher Grundlage 28, 7 (1932), 196; die Passage fehlt in ESGA 13.
- ¹⁹ Diskussion zum Vortrag „Grundlagen der Frauenbildung“ (1930), ESGA 13, 246.
- ²⁰ Ebd., 248 und 246.

MUTTERLIEBE ZWISCHEN HINGABE UND VERZICHT

BA zu 1. Könige 3,16-28
Rebekka Mittmann

In diesem Bibeltext werden wir mithineingenommen in eine Gerichtsverhandlung, bei der es uns kalt den Rücken herunter laufen könnte. König Salomo hatte gerade die Thronfolge seines Vaters David angetreten und sich von Gott ein weises und hörendes Herz erbeten. Und schon muss er als oberster Richter im Volk Israel in einem Verfahren entscheiden, in denen zwei Mütter um ein Kind streiten. Stellen wir uns die beiden Frauen vor, die sich gegenseitig lautstark und unter Tränen beschuldigen, das eigene Kind gestohlen zu haben. Die Bibel berichtet ganz offen, dass sie Prostituierte waren. Beide wohnten zusammen in einem Haus und gingen dort wohl auch ihrem Gewerbe nach. Da kein Vater in der Nähe ist, heißt das wohl, dass die Babys offensichtlich von ihren Kunden stammten und diese sich natürlich nicht um die Mütter und ihre Kinder kümmerten. Prostituierte hatten kein leichtes Leben. Es waren oft alleinstehende oder verwitwete Frauen, die sich aus materieller Not zur Prostitution gezwungen sahen. Sie wurden von der Gesellschaft geächtet. Sie hatten ein Leben, zu dem kein Kind so recht dazu passen will. Und obwohl sie wussten, dass es nicht einfach wird, wollten beide ihr Kind. So bekamen beide ihr Baby und wollten es nicht wieder hergeben. In einer Definition bei wikipedia.org heißt es: „Als Mutterliebe bezeichnet man die Liebe einer Mutter zu ihren Kindern, im engeren Sinne eine vor allem durch die Geburt herausgehobene besonders starke Gefühlsbindung zu ihren leiblichen Kindern.“ Die Bindung zwischen Mutter und Kind (engl. bonding) wächst bei manchen Müttern erst allmählich, weil zuerst die Sorge und das Bewusstsein der Verantwortung da sind. Doch die meisten Mütter empfinden diese tiefe Liebe zu ihrem Baby von Anfang an. So war es wohl auch bei diesen beiden Frauen aus dieser alttestamtl. Geschichte. Sie hatten ihre Kinder ganz nah bei sich im Schlaflager. Mutter und Kind lernten sich kennen. Die Stim-

me, der Geruch, jeder Gesichtszug und jede Mimik wurde studiert. Schon die ersten gemeinsamen Stunden und Tage sind wesentlich für die Beziehung zwischen Mutter und Kind. Da ist eine Verwechslung nur schwer möglich. Doch als nun das Schreckliche geschah und eins der Neugeborenen in der Nacht starb (im Schlaf erdrückt, plötzlicher Kindstod o.ä.), war die Verzweiflung der betroffenen Mutter groß. Da war vielleicht das nicht Wahrhabenwollen und der Schock. Und der Wunsch, dass das lebende Kind das eigene sei, wurde zur fest geglaubten Wahrheit.

Und nun ist Salomo in seiner Weisheit gefragt, denn DNA-Untersuchungen oder andere Bluttests gab es ja damals noch nicht. Und da es keine Zeugen gab, die für die Wahrheit einstehen konnten, kündigt Salomo an, dass er den noch lebenden Jungen töten und teilen will, damit jeder dieser Frauen ihren gerechten Anteil bekommt. Und was ist nun das Weise an diesem Urteil, das so grausam und entsetzlich klingt? Wir sehen, dass Weisheit im biblischen Sinn etwas anderes ist als Bildung oder Intelligenz, obwohl Salomo beides auch besaß. Aber hier vertraut Salomo in seinem Urteil auf etwas ganz Einfaches und Schlichtes – wahre Mutterliebe. Salomo ahnte vielleicht: Die wahre Mutterliebe wird schon zeigen, zu wem das Kind gehört. Er wollte unter diesem Urteil die wahren Motive der beiden Frauen aufdecken.

Die „falsche“ Mutter stimmt dem schrecklichen Vorschlag zu. Für sie klingt es gerecht, dass das Kind auf die Art und Weise geteilt wird. Sie gönnt der anderen das Kind nicht. Denn sie will es haben, und wenn sie es nicht haben kann, dann auch keine andere.

Von der „wahren Mutter“ heißt es in Vers 26 (Luther 84): *Da rief die Frau, deren Sohn lebte, denn ihr mütterliches Herz entbrannte in Liebe für ihren Sohn (GN: die Mutterliebe regte sich mächtig in ihr): „Ach, mein Herr, gebt ihr das Kind lebendig und tötet’s nicht.“*

Wahre Mutterliebe gibt notfalls frei und will nicht besitzen. Sie geht den Weg, das Kind von ihrem Herz loszureißen, damit es leben kann. Es geht ihr nicht um sich selbst. Für sie ist das Wohl ihres Kindes wichtiger als ihr Recht. Die echte Mutter gewann das Leben ihres Kindes, weil sie bereit war, das Kind herzugeben. Hauptsache, das Kind darf leben! Sie dachte nicht zuerst an sich selbst und ihr Recht, sondern an ihren Sohn. Sie war bereit, ihr eigenes Glück für das Leben ihres Sohnes zu opfern. Und so ist diese Geschichte nicht nur ein Beleg für die Weisheit Salomos, sondern auch dafür, wie wesentlich die mütterliche Liebe ist.

Die Mutterliebe zu ihren Kindern hat Gott, unser Schöpfer, in die Mutter hineingelegt. Und diese Mutterliebe spiegelt etwas von Gottes „Mutterliebe“ für uns Menschen wieder. Sie lässt sich darauf zurückführen, dass Gott uns zu Seinem Ebenbild geschaffen hat (1 Mose 1,26). D.h. also, Gott liebt seine Kinder nicht nur mit einem väterlichen, sondern auch mit einem mütterlichen Herzen.

Gehen wir von dieser Geschichte 1000 Jahre im Alten Testament weiter zurück, dann finden wir eine weitere Geschichte von einer Beinahe-Kindstötung: Es ist die Opferung Isaaks (1. Mose 22), die ja auch noch von Gott angeordnet wurde. Aber an der Geschichte sehen wir, Abraham überwand seine Vaterliebe durch seine noch größere Liebe und Gehorsam gegenüber Gott. Gerade, als Abraham die Hand mit dem Messer gegen seinen eigenen Sohn erhob, schritt Gottes Liebe ein und verhinderte Isaaks Tod. Gott kann und will es Abraham nicht zumuten, dass er sein eigenes Kind tötet. Er weiß, wie es Abraham das Herz zerreißt.

Und wenn wir nun von Salomo aus tausend Jahre voraus in die Zeit des Neuen Testaments gehen, dann ahnen wir die väterliche Liebe, die Gott für seinen Sohn Jesus empfindet bei seiner Geburt im Stall von Bethlehem. Und doch überwand Gott seine väterliche Liebe zum eingeborenen Sohn. Er opferte ihn und damit sein eigenes Herz am Kreuz aus Lie-

be zu uns Menschen. Er verzichtete auf sein Recht – aus Liebe zu uns – die er seine Kinder nennt.

Da war niemand, der in letzter Sekunde einschritt und den Tod verhinderte, da starb wirklich ein Teil Gottes am Kreuz, damit wir ins Leben gehen können.

Unzählige Male beschreibt die Bibel, dass Gott uns Menschen nicht ins Verderben schicken kann und uns nicht uns selbst überlassen will. Dass er helfend eingreift bei einzelnen Menschen oder laut Johannes 3,16 (GN) für die ganze Menschheit: „*Gott hat die Menschen so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hergab. Nun werden alle, die sich auf den Sohn Gottes verlassen, nicht zugrunde gehen, sondern ewig leben.*“

Gott liebt dich und mich so, wie eine Mutter ihr Kind fast automatisch liebt und alles für dieses Kind tun würde. Der englische Schriftsteller C.S. Lewis nennt diese Liebe „Vor-Liebe“. Sie ist grundsätzlich und automatisch da. Gott liebt uns, das steht vor Allem.

Und Gottes Liebe zu uns ist sogar noch stärker, noch beständiger als die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind (Jesaja 49,15 Luther): „*Kann auch eine Frau ihr Kindlein vergessen, dass sie sich nicht des Sohnes ihres Leibes erbarmte? Und ob sie seiner vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen.*“

Gottes Liebe zu uns ist selbst noch größer als die Mutterliebe der Frau in unserer biblischen Geschichte, die es nicht ertragen konnte, dass ihr Sohn getötet werden sollte. Gott hat sich selbst überwunden. Er hat mit angesehen, wie sein Sohn getötet wurde. Er ist nicht eingeschritten bei der Kreuzigung, weil er uns – seine Töchter und Söhne - das ewige Leben schenken wollte. Und so erkennen wir an der Geschichte von Salomos Urteil und an der Mutterliebe, die sie uns vor Augen malt, etwas von Gottes großer Liebe zu uns. Und so dürfen wir Gott unser Vertrauen schenken und immer wieder bei ihm zur Ruhe finden, ähnlich wie es

David in Psalm 131,2-3 erfahren hat: „*Fürwahr, meine Seele ist still und ruhig geworden wie ein kleines Kind bei seiner Mutter; wie ein kleines Kind, so ist meine Seele in mir. Israel, hoffe auf den Herrn von nun an bis in Ewigkeit.*“



Rebekka Mittmann ist Predigerin in Elternzeit in Saalfeld/Saale im Thüringer Gemeinschaftsbund

BIS ZUM LETZTEN EIN MÜTTERLICHER GOTT

BA zu Johannes 19, 25-27

Maike Sachs

Jesus am Kreuz. Um ihn sieht man Soldaten, die mit der Hinrichtung beschäftigt sind. Sie tun einfach ihren Job. In der Ferne gibt es einige Beobachter. Es sind die Gegner von Jesus. Sie wollen wissen, ob das mit der Kreuzigung auch klappt. Aber zu nahe kommen sie nicht. Sie wollen sich schließlich nicht verunreinigen.

Nahe beim Kreuz stehen andere. Johannes erwähnt als erste Maria, die Mutter des Gekreuzigten. Wer sich die Szene vor Augen hält, der kann nicht anders, als die Luft anzuhalten. Ausgerechnet die eigene Mutter ist ganz nah am Gekreuzigten dran. Sie sieht, wie ihr ältester Sohn an den Balken genagelt, entehrt, verspottet und getötet wird. Der Schmerz ist in seinem Ausmaß unvorstellbar.

In diesem Moment erfüllt sich für Maria eine Vision, die ein alter Mann vor etwa 30 Jahren über ihrem Leben gesehen hatte. Damals war es Simeon, ein tiefgläubiger und gleichzeitig sehnsüchtig wartender Mensch. Er hatte den Säugling Jesus im Arm gehalten und zu Maria gesagt: „Durch deine Seele wird ein Schwert dringen.“ Damit wollte er sagen: Schmerzen wird dir dieses Kind bereiten.

Welches Kind tut das nicht? Schon die Geburt fühlt sich an, als würde der eigene Körper gemartert. Und dann erst die durchwachten Nächte, ob Sie nun da sind und weinen oder eben nicht da, weil Sie mit Freunden unterwegs sind. Man denke an die Sorgen, die kommen oder die Verletzungen später, wenn sich das Kind abnabelt.

Doch für Maria bedeutet es mehr. Ein Schwert verletzt nicht nur, es trennt. In Marias Herzen scheidet es ihre Rolle als Mutter von ihrer Berufung, Jesus nachzufolgen. Sie darf nicht nur für ihn sorgen, sie muss bereit sein, von ihm zu lernen. Nur dann kann sie ihm immer nahe sein. Dieser Jesus, ihr leiblicher Sohn, will ihr Meister

sein. Als Mutter steht sie über ihn. Als Mutter ist sie es, die ihn behütet und ihm rät, ihn prägt und fördert. Als eine aus dem Jüngerkreis muss Maria selbst lernen zu folgen, muss sich raten lassen und notfalls auch fügen in etwas, was sie nicht versteht.

Lernen, wer Jesus tatsächlich für sie ist. Anschaulich wird das in der ersten Geschichte, in der das Johannesevangelium ausführlich von Maria erzählt, in der Erzählung von der Hochzeit in Kana (Joh.2). Dort ist zu lesen, dass Maria ihren Sohn gern schnell in Aktion sehen will. Kaum ist der Wein aus, weist sie Jesus darauf hin. Ob sie dabei an ein Wunder gedacht hat, ist mehr als offen. Möglicherweise wollte Maria ihrem Ältesten nur mitteilen, dass die Gastgeber in Verlegenheit sind und ihn bitten, Abhilfe zu schaffen. Er hätte mit seinen Jüngern auch einfach losziehen und neuen Wein kaufen können. Doch die arme Maria erhält als Antwort eine schroffe Zurechtweisung. „Das geht dich gar nichts an, gute Frau!“, antwortet Jesus. „Von Dir lasse ich mir nichts vorschreiben!“

Radikaler noch kommt der Schnitt in einer Zeit, als der Widerstand gegen Jesus spürbar wird. Die Familie macht sich Gedanken, fürchtet vielleicht auch schon um sein Leben und will ihn zurück nach Hause holen. Aber Jesus lässt sie nicht einmal vor. Der Kreis seiner Jünger ist nun seine Familie, erklärt er. Mit seinen Blutsverwandten hat er nichts mehr zu schaffen. (Mt. 12,46ff) Trennscharf vollzieht er eine Unterscheidung. Wir können kaum erwarten, dass Maria ihn da verstanden hat. Seine Antwort hat sie mindestens empört, wenn nicht gar tief verletzt. Der Sohn als ihr Sohn war damit für sie verloren.

Wir halten es vielleicht für normal, dass ein Sohn und Bruder eines Tages seine eigenen Wege geht. Dabei kann es schon mal zu heftigen und schmerzhaften Szenen kommen. Nicht so zu der Zeit von Jesus. Damals und bis heute in vielen Kulturen bleiben die Eltern Autoritätspersonen für die Kinder. Was Vater oder Mutter sagen, hat verbindliche Geltung. Sich von ihnen loszusagen, muss gut begründet sein.

Ob Maria Jesus wenigstens ein klein wenig verstanden hat? Ob sie sich hin und wieder erinnert hat an die eindrücklichen Erlebnisse bei der Geburt dieses ersten Kindes? Oder war Jesus für sie im Laufe der Zeit und im Kreis seiner Geschwister zu einem Kind unter Kindern geworden?

So oder so, es war ein schmerzhafter Prozess, der hier am und unterm Kreuz seinen Höhepunkt findet. Wohl ist Maria nicht allein. Salome ist da. Sie könnte nach anderen Stellen der Evangelien nicht nur eine Schwester von Maria sein, sondern auch die Mutter der Brüder Johannes und Jakobus (Mt 27, 56; Mk 15, 40). Dann wären hier also – von den leiblichen Brüdern Jesu abgesehen – Mitglieder der engsten Familie versammelt. Auch den beiden anderen Frauen, die noch genannt werden, geht das Sterben von Jesus unter die Haut, war es doch das Ende ihrer Hoffnungen und Überzeugungen. Aber niemanden wird es mehr getroffen haben als die Mutter Maria selbst.

Ob sie ihm Vorwürfe macht? Wen beklagt Maria hier wohl, den leiblichen Sohn oder auch den Träger ihrer Messias Hoffnungen? Darüber erfahren wir nichts. Vorstellbar wäre auch, dass die fünf Genannten gar nicht die einzigen sind, die der Kreuzigung zusehen. Aber für den Evangelisten ist das alles nicht wichtig. Für ihn steht allein der im Mittelpunkt, der da am Kreuz hängt. Und genau er ist es auch, der jetzt die Initiative ergreift. Er, der kaum noch Luft zum Atmen für sich selber hat, denkt daran, dass die Frau zu seinen Füßen versorgt sein muss.

Er als ältester Sohn steht hier natürlich in besonderer Verantwortung. Wäre er nicht Jesus und hätte er nicht eine ganz andere Aufgabe, als der Sohn einer Mutter zu sein, stünde das auch außer Frage. Denn eigentlich war Maria, die offensichtlich verwitwet war, auf ihn angewiesen. Konnte ein Mann nicht mehr für eine Frau sorgen, dann hatte der Sohn seine Rolle zu übernehmen. Und genau das tut Jesus jetzt. Er wird noch einmal ganz ihr Sohn. Wozu er eigentlich in diese Welt gekommen ist, das tritt für einen Augenblick in den Hintergrund. Jetzt sorgt er für

die Frau, die ihm das Leben geschenkt und ihn durch sein Leben mit Hoffen und Bangen begleitet hat. Jesus sorgt für Maria und stellt ihr einen anderen Sohn an die Seite. Sein Jünger, Freund und wohl auch Cousin Johannes tritt an seine Stelle.

Was Jesus tut, ist klar. Der Moment, in dem er es tut, lässt allerdings aufhorchen. In den letzten Augenblicken seines Lebens wird noch einmal deutlich, dass Jesus gekommen war, das Gesetz zu erfüllen. Dem Gebot, die Eltern zu ehren, ist er treu, so wie er allen anderen Geboten sein Leben lang treu geblieben ist. Er erfüllt Gottes Weisungen, obwohl ihm selbst nur noch wenig Lebenskraft geblieben ist. Der Mutter, die er verlassen muss, schafft er eine neue Familie und damit ein neues Zuhause. Er ermöglicht ihr Lebensunterhalt und Altersversorgung. Denn nicht mehr und nicht weniger bedeutete es, einen Sohn zu haben.

Warum nicht die leiblichen Brüder von Jesus diese Rolle übernehmen, bleibt unklar. Man könnte höchstens vermuten, dass ihre Kritik an und ihr Spott über Jesus es Maria schwer gemacht hätten, bei ihnen zu leben.

Allerdings - Jesus nennt Maria in diesem Moment nicht seine Mutter sondern redet sie ganz schlicht mit „Frau“ an. Bei aller Sorge, die Distanz bleibt. Obwohl Maria ihn zur Welt gebracht hat, er ist und bleibt ein anderer.

Menschensohn und Gottessohn, beides kommt in diesem Moment in Jesus zum Tragen. Als Sohn der Maria sorgt er für die Mutter und erfüllt das Elterngesetz seines himmlischen Vaters. Als Gottessohn spiegelt sich in seinem Verhalten etwas, was viele Jahrhunderte früher Hagar erlebt hat. Sie, die von Abraham verstoßene Dienerin und Mutter seines Sohnes Ismael, erfährt in der Wüste und Verzweiflung ihres Lebens, dass Gott für sie da ist. Gott ist ein Gott, der die Verlassenen sieht (1.Mo 16,13). So bekennt sie: „Gott ist ein Gott, der sieht und der helfen kann.“ Er hat ein Herz für Witwen und Waisen. Dabei sorgt er nicht nur für den Augenblick, sondern stellt das Leben auf ein ganz neues, sicheres Fundament.

Für Maria ist diese neue Familie, dieser neue Lebenszusammenhang, in den sie gestellt wird, noch in anderer Weise von Bedeutung. Nur so, losgelöst von ihrem leiblichen Sohn Jesus, kann sie in ihm ihren Herrn und Gott erkennen. Erst als sich die Rolle der Mutter von seiner Person löst, als die Geschichte Marias mit ihrem Kind einen Abschluss findet, erst da ist sie bereit in seinen Jüngerkreis einzutreten. Und genau da finden wir sie nach seiner Auferstehung (Apg 1,14).



Maike Sachs, Pfarrerin in Gächingen und Lonsingen und Mitglied im Hauptvorstand der Deutschen Evangelischen Allianz

BUCHREZENSION

Rolf Sons – Lass die Sorgen nicht bei dir wohnen: Unbeschwert glauben mit Martin Luther

186 Seiten, 8,95 EUR

Brunnen Verlag, Gießen 2008



„Der Reformator gehörte zu denen, die nicht nur mit Ernst, sondern auch mit Freude und Humor Christ sein wollten“ (S. 106). Dieser eine Satz gibt bereits einen tiefen Einblick in die Botschaft des Buches von Rolf Sons. Glaube will zur Freude führen. Luther sagt sogar: „Wo Glaube ist, da ist auch Lachen“ (S. 106). Dieses Lachen bleibt aber auch dem Christen oft genug im Halse stecken, wenn er voller Sorgen und Ängste einen Kloß in der Kehle hat. Rolf Sons Buch ist ein Ratgeber zum Umgang mit den kleinen und großen Sorgen des Lebens. Der Autor schaut darin auf das Leben und auf die Theologie Martin Luthers. Luther hatte in seinem Leben mit vielen Anfechtungen, Sorgen und Ängsten zu kämpfen. Im Pestjahr 1539 starben in seinem Haus 10 Personen den „schwarzen Tod“. Luther kam in dieser Zeit zu der Erkenntnis, „... dass nicht die Pest, sondern die Angst vor der Pest das größte Übel sei“ (S. 54). Damit meint er, dass die Sorgen und Ängste unser Leben oft mehr blockieren als konkrete Ereignisse. Luther entdeckte einen Weg, um die Sorgen loszuwerden. Dieser Weg ist der Glaube. Gott macht uns Mut dazu, IHM uneingeschränkt zu vertrauen. ER spricht zum sorgenvollen Herzen des Menschen: „... sieh zu und lasse mich allein deinen Gott sein und such

ja keinen andern ... und wo du Unglück und Not leidest, kriech und halte dich zu mir. Ich, ich will dir genug geben und aus aller Not helfen, lass nur dein Herz an keinen andern hangen noch ruhen“ (S. 63). Oswald Bayer bezeichnet das Herz des Menschen als eine „Bilderfabrik“, die ständig neue Sorgenbilder und Horrorszenarien entwirft (S. 60). Nur wenn das sorgenvolle Herz zu Gott „kriecht“, wird die Macht dieser Bilder gebannt. Ein Leben völlig ohne Sorgen ist eine Illusion: „Vor jedem Haus liegt ein Stein. Sei er groß oder sei er klein“ (S. 13). Egal ob die Sorgen groß oder klein sind, Gott ist für uns da. Er „sorgt“ für uns – für den Leib und für die Seele: „... wenn wir nicht glauben, dass uns Gott den Brotkasten füllen und den Leib bekleiden werde, wie wollen wir ihm unsere Seele befehlen, wenn wir nun sterben sollen ... Wie wollen wir Gott nun diese hohen Dinge anvertrauen, die das ewige Leben betreffen, wenn wir ihm den Bauch nicht anvertrauen können?“ (S. 71f). Luther rät bei der Gestaltung des Lebens zu einer gesunden „Arbeitsteilung“. Er geht dabei auf das Problem ein, dass der glaubende Mensch häufig so von Sorgen blockiert wird, dass er wünscht, Gott möge die ganze Arbeit für ihn erledigen: „Gott aber will das Gegenteil: dass wir die Arbeit behalten und die Sorgen ihm überlassen. So hätten wir das Unsere getan und könnten in Kürze dazu kommen, dass wir ohne Sorgen bei mäßiger und erträglicher Arbeit genug hätten“ (S. 102). Rolf Sons gibt in seinem Buch als „Schüler“ Luthers noch viele wertvolle Tipps zum Umgang mit den Sorgen. So kann dieses kleine Buch eine große Hilfe dabei sein, die kleinen und großen Sorgen des Lebens loszuwerden, damit „Freude und Lachen“ wieder „freie Bahn“ haben.

Gerd Wendrock

Rolf Sons – Martin Luther als Seelsorger: Die Freiheit neu entdecken

256 Seiten, gebunden, 14,95 EUR

SCM-Verlag, Holzgerlingen 2015



Martin Luther wird immer wieder als der starke Mann dargestellt, der fest und sicher steht und „nicht anders kann“. Er hat aber auch eine feine, ja seelsorgerliche Seite. In seinen Briefen und Predigten kommt das immer wieder sehr deutlich zum Ausdruck. Rolf Sons nimmt uns in diesem Buch mit auf Entdeckungsreise, wie stark Luther darin war, anderen in ihrer Not beizustehen und sie aufzurichten. In seiner eigenen Lebensgeschichte kann man entdecken, wie Luther selber Seelsorge empfangen und angenommen hat und wie er immer mehr ein Seelsorger für andere wurde: vom einfachen Mann bis zu Königen und Fürsten.

Luthers Seelsorge ist gegründet in seiner Entdeckung der Rechtfertigung. So redet Sons von seiner Rechtfertigungs-Seelsorge. „Seelsorge aus der Rechtfertigung heraus macht frei, mutig und lässt aufatmen, weil Glück und Unglück des eigenen Lebens, Erfolg oder Misserfolg in einer Sache zuletzt nicht am Menschen hängen, sondern an Gott“ (S. 55). An anderer Stelle nennt er es Glaubenseelsorge, weil Luther den Ratsuchenden hilft, sich allein an Jesus anzuschließen und alles von ihm zu erwarten.

Sons spricht verschiedene Bereiche der Seelsorge Luthers konkret und ausführlich an und zeigt, wie Luther sich zu diesen Themen geäußert und verhalten hat. So geht es u.a. um Seelsorge für Eheleute, an Kranken und Trost im Angesicht

des Todes. Gerade auch die Sakramente sind für Luther eine zeichenhafte Seelsorge, mit denen er anderen begegnen kann.

Dieses Buch schließt mit drei Impulsen und Gedanken zu einer neuen „Seelsorge der Freiheit“. Wir können von Martin Luthers Seelsorge so manches lernen und für uns in unsere Situation übertragen. Denn die Seelsorge von Martin Luther ist feinfühlig und ganzheitlich, aus der Mitte der Schrift und ganz dem Menschen zugewandt. „Seelsorge, die aus der Mitte des Evangeliums heraus geschieht, besitzt einen weiten Horizont. Sie ist weder gesetzlich einengend noch ist sie liberal. Sie bindet Menschen in ihrem Gewissen an Jesus und nicht an menschliche Ordnungen oder Autoritäten. Sie gewährt Freiheit, Fehler zu machen und mutig Entscheidungen zu treffen. Sie legt Menschen nicht ängstlich fest. Sie ermutigt, das Leben zu riskieren“ (S.86). Diese seelsorgerliche Seite von Martin Luther gehört eindeutig zum ganzheitlichen Bild von ihm dazu – und wir tun gut daran, sie zu entdecken und von ihr zu lernen.

Christoph Reumann

AUS DER GESCHÄFTSSTELLE

Liebe Schwestern und Brüder,
ich grüße Sie/Euch mit Philipper 3,20 **„Unsere Heimat aber ist im Himmel!“**

Der Gedanke an Heimatlosigkeit ist der Bibel nicht fremd. Denken wir an die Worte Jesu – über sich selbst: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ (Matthäus 8,20) Der Wanderprediger, der sehr wohl eine Heimat hatte, Bethlehem, oder doch eher Nazareth, später Kapernaum und schließlich Jerusalem, wo bereits der Zwölfjährige feststellt, dass er im Haus seines Vaters ist, spricht von einer Heimatlosigkeit auf der Erde. Keine bleibende Stadt zu haben, ist zugleich das Kennzeichen derer, die Jesus nachfolgen: „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Hebr. 13.14) Am Ende des 5. Buchs Mose (Kapitel 26) findet sich das kleine geschichtliche Credo, wie es Gerhard von Rad bezeichnet hat: „Mein Vater war ein heimatloser Aramäer. Er zog nach Ägypten, lebte dort als Fremder mit wenigen Leuten und wurde dort zu einem großen, mächtigen und zahlreichen Volk...“ Wir Christen haben Heimat nicht auf der Erde, sondern im Himmel. Dies bedeutet aber nicht, dass wir weltfremd oder ohne Gegenwartsbezug leben würden. Zinzendorf sprach einmal von drei Bekehrungen: Erstens eine Bekehrung von der Welt zu Christus, zweitens eine Bekehrung zur Gemeinde und drittens eine Bekehrung zurück zur Welt. Wir sind Bürger im Himmel, unser Pass ist im und auf den Himmel ausgestellt; als Christen gehören wir der Gemeinschaft derer an, deren Heimat der Himmel ist, dessen Bürgerrecht wir haben. Dazwischen sind wir aufgerufen, als von Gott mit diesem Bürgerrecht Beschenkte auf dieser Welt und für diese Welt zu handeln, indem wir seinen Geboten folgen und den Verheißungen Jesu Christi vertrauen. Wer seine Heimat im Himmel hat, ist nicht untätig; sein Bürgerrecht ermutigt ihn zum Dienst am Nächsten in dieser Welt, gerade auch an Heimatlosen.



*Johannes Ott
Geschäftsführer*

Wir gratulieren (soweit uns bekannt):

Zur Eisernen Hochzeit (65)

am 17.03. Richard und Waltraud Herklotz aus Thörey

Zur Diamantenen Hochzeit (60)

am 07.01. Christian und Elvira Werner aus Lawalde

Zur Goldenen Hochzeit (50)

am 04.02. Uwe und Waltraud Reumann aus Enkenbach
am 18.02. Martin und Ilse Hafer aus Siegen-Oberschedden

Zur Silbernen Hochzeit (25)

am 22.03. Klaus und Regine Matthiesen aus Kiel

Wir wünschen für den Festtag und den weiteren gemeinsamen Weg Gottes Segen und grüßen mit 1. Chronik 22, 19: „So richtet nun euer Herz und euren Sinn darauf, den HERRN, euren Gott, zu suchen.“

In den vergangenen Wochen wurden uns folgende Heimgänge bekannt:

Dieter Herrmann aus Ilvesheim, *09.10.1944, †20.09.2015
Rüdiger Borchardt aus Steinbach-Hallenberg, *28.09.1928, †30.01.2016
Ruth Schmahl aus Altenburg, *21.05.1922, †28.12.2015
Werner Rußmann aus Hannover, * 13.08.1927, †20.01.2016

Wir wünschen den Angehörigen Trost und Hoffnung mit dem Bibelwort aus Hebräer 13,8:
„Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“

TERMINE, DIE MAN SICH VORMERKEN SOLLTE:

KOINONIA – Das Hauptamtlichenforum

25.–28.04.2016 Sellin
24.–27.04.2017 Elbingerode
23.–26.04.2018 Selbitz

**ANGEBOT
SOFTWAREPROGRAMM**

62 JAHRE RGA / »AKZENTE« VON 1952 – 2014

Datenbankprogramm mit Inhalts- und Stichwortverzeichnis und Suchmöglichkeit, lauffähig unter Windows 8 oder älter, 32 und 64 bit.

INHALT

1500 Artikel aus 346 Heften von über 350 Autoren mit den Referaten und Bibelarbeiten der Zeitschrift »akzente«.

- Ich bestelle ____ Download-Vollversion(en) zu je 15,- EUR (pro Lizenz)
- Ich bestelle ____ auf USB-Stick (4 GB) als Postversand, zusätzlich 10,- EUR
- Ich bestelle ____ Datenträgerversion (CD) als Postversand, zusätzlich 5,- EUR
- Ich bin Nutzer einer älteren Programmlizenz der RGA-CD und erhalte einen Rabatt in Höhe von 7,50 Euro.

Bitte senden Sie die Bestellung an die RGAV-Geschäftsstelle, Künkelsgasse 30, 98574 Schmalkalden, oder bestellen Sie online bei ott@rgav.de bzw. per Fax: 03683-665385

